

Kriegsglück

Autor(en): **Perné, Adam**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **53=73 (1907)**

Heft 15

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-98461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gelegenheit von Robertson gegebenen Mitteilung hervor, dass seit dem 1. Januar 1902 nicht weniger als 13 Linienschiffe und 18 Panzerkreuzer fertiggestellt und in Dienst getreten sind.

Kriegsglück.*)

Von Oberleutnant Adam Perné.

In einer der letzten Nummern einer militärischen Zeitung erschien ein sonderbarer Artikel „Das Kriegsglück“, worin der Verfasser den Sieg in der Schlacht, den Ausgang der Kriege fast lediglich vom Zufall abhängig macht.

Diese Lehre ist bestechend, sie ist bequem, leicht, allzu leicht fasslich, aber sie ist auch gefährlich — denn sie schmeichelt allen Trägheitsinstinkten —, sie ist pädagogisch wertlos — denn das Vertrauen auf das blosse Glück erschläft unsre Energie —, sie ist feindlich der Wissenschaft — denn das kritische Studium der Kriegsgeschichte, das Forschen nach Gründen und Ursachen erscheint illusorisch —, und schliesslich: sie ist falsch!

Es mag vorkommen, dass Glück dem einen oder andern Gegner zu Hilfe kommt. Es soll hier keineswegs in Abrede gestellt werden, dass Fortuna schon manch grossen Mann grösser und auch kleiner gemacht hat. Aber die barocken Einfälle dieser launischen Dame spielen im grossen und ganzen eine recht untergeordnete Rolle im Vergleich zu dem, was Genius und Volkeskraft entschieden haben.

Auch ich berufe mich auf die Kriegs- und Weltgeschichte und trete aufs entschiedenste der Lehre vom fatalistischen Glück entgegen.

Die Soziologie bis Spencer und die Völkerpsychologie eines Gobineau und Bastian lehrt uns die pragmatische Geschichtschreibung von Thukydides bis Mommsen vom höchsten Standpunkte verstehen, und sie zeigt uns an Tatsachen, dass alle geschichtlichen Begebenheiten von Kyros bis zum russisch-japanischen Kriege in einem ursächlichen Zusammenhang stehen und dass die Schicksale der Völker keinem blossen Zufall überlassen sind.

Nur einer widerspricht diesen Studien und den unvergänglichen Werken eines Montesquieu, Macaulay und Buckle: Schopenhauer. Er leugnet die Gesetzmässigkeit in der Entwicklung der Menschheit. Aber sein wissenschaftlicher Pessimismus ist längst widerlegt worden.

Als Alexander der Grosse mit 35,000 Mann den Kampf gegen das persische Reich aufnahm, das damals die Grösse Europas hatte, siegte er bei Gaugamela gegen Dareios zehnfache Über-

macht. Nicht Unglück, das gesunde mazedonische Volk und seine überlegene Kriegskunst zertrümmerte das durch Satrapenwirtschaft zerüttete Reich.

Anderseits sehen wir Hannibal, der mit seiner ganzen Feldherrnkunst den Verfall seines Staates aufzuhalten sucht. Fünfzehn Jahre lang gelingt es seinem überlegenen Geiste, die Römer zu beherrschen, doch am Vorabend seiner Waterlooschlacht erkennt er, dass seine Karthager dem aufstrebenden Volk der Römer nicht mehr gewachsen sind. Er sieht den Untergang seines Landes voraus und erklärt sich bereit, den Frieden zu schliessen. Die ungemein harten Bedingungen, deren Annahme den Untergang Karthagos zur Folge hätte, lassen ihn die Schlacht annehmen. Er vertraut auf sein Feldherrntalent, hofft auf sein Kriegsglück und unterliegt. Er eilt nach Karthago und übernimmt die Regierung. Vergebens. Das krämerische Volk war politisch nicht mehr lebensfähig.

150 Jahre nachher sehen wir die mächtige römische Republik in totaler Schwäche. Mit einer Legion Soldaten vollführt Cäsar den Staatsstreich, so wie 2000 Jahre später Napoleon. In der Entscheidungsschlacht bei Pharsalus siegt Cäsar gegen das doppelt so starke Heer, das unter dem Kommando eines talentierten, kriegserfahrenen Führers stand. Aber nicht das Glück entschied. Charakteristisch für die Truppen des Pompejus sind die Worte Cäsars: „Haut sie in die Gesichter.“ Er wusste, wo die eitlen, degenerierten Römer keine Narben vertrugen.

Montesquieu sagt in seinem Werke „Betrachtungen über die Ursachen der Grösse der Römer und deren Verfall“: „Man spricht viel von Cäsars Glück, aber dieser ausserordentliche Mann besass so viele grosse Eigenschaften, wengleich er viele Laster hatte, dass es schwer gewesen wäre, ihm den Sieg zu rauben.“

Von Cäsar gehen wir über auf den gewaltigen Korsen. Nicht die Schlacht von Waterloo ist es, die ihn um seine Herrschaft bringt, denn er hat sie vor ihr verloren. Nicht weil ihn das Glück verliess, verlor er diese Schlacht. Die kritische Geschichte seit Charras beweist uns, dass er Fehler beging, dass er nicht mehr der Feldherr von 1796 ist. Und selbst wenn er diese Schlacht gewonnen hätte, wäre der Zusammenbruch seiner Herrschaft infolge politischer Irrtümer und Fehler unabwendbar gewesen für die Folgezeit. Taine lehrt uns in seinem leider unvollendet gebliebenen Werke: „Die Entstehung des modernen Frankreich“ den Zusammenbruch des Königreiches, der Republik und schliesslich des Kaiserreiches als eine ganz bedingte Sache erkennen. Von diesen Begründungen wollen wir aber ganz absehen, da der radikale Republikaner

*) Aus Nr. 12 der österreichischen „Danzers Armee-Zeitung“ abgedruckt.

und Nichtmilitär vielleicht hie und da zu weit gegangen ist in seiner Kritik. Für uns kommt nur der geniale Psychologe in Betracht, wenn er Untersuchungen über den Menschen Napoleon anstellt und uns damit das wertvollste Material für die Beurteilung des Feldherrn gibt. Vor uns entrollt sich ein deutliches Bild dieses grossartigen Mannes, der in all seinen Handlungen und Berechnungen auch nicht ein Plätzchen dem Glück überliess; und dort, wo seine Berechnungen oder seine Kräfte aufhörten und er eine Lücke für das Glück lassen musste, dort füllt er sie mit seiner ganzen Person aus, wie auf der Brücke von Arcole.

Und nun zum letzten grossen weltgeschichtlichen Ereignis Europas, zur Entstehung des deutschen Kaiserreiches, zu Moltke und seinen Helfern.

Hunderte von Werken sind bereits erschienen, die uns den grossen Ereignissen in politischer, diplomatischer und militärischer Beziehung näherbringen. Aus den Freiheitskriegen lassen sich bereits drei Bestrebungen deutlich erkennen, die alle das gleiche Ziel haben. Die politische, vertreten durch Stein, Hardenberg, Manteuffel, Bismarck. Die heeresorganisatorische: Scharnhorst, Manteuffel, Roon. Die — man verzeihe auch dieses Schlagwort — operative, vertreten durch die Generalstabschefs Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Reyher, Moltke. Die politischen und heeresorganisatorischen Bestrebungen wollen wir ganz ausser acht lassen und uns nur in Kürze eines Moments dieser Zeit erinnern, soweit es Moltke betrifft. Moltke war gerade Generalstabsmajor, als einige kurzsichtige Politiker der Einigung Deutschlands entgegenarbeiteten und sich gegen eine Reorganisation der Armee stemmten. Moltke verfolgte mit grösstem Interesse diese politischen Intrigen und die Briefe an seinen Bruder und an seine Mutter schildern seinen Hass gegen diese Zustände. „Armes Vaterland!“ ruft er verzweifelt aus, und er trägt sich mit der Absicht, in den Ruhestand zu gehen. Dann wieder zieht Hoffnung in sein Herz. Er betrachtet die Zustände als eine vorübergehende politische Verirrung und mit prophetischem Geiste schreibt er an den Bruder die Strachwitz'schen Verse:

Es wird eine Zeit der Helden sein

Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.

Der rücksichtslosen Energie der Generale Manteuffel und Roon gelingt es später, die Heeresorganisation durchzuführen.

Doch nun zu unserm dritten Schlagwort, zur Bildung des Generalstabes, des Rückenmarkes der Armee. Moltke und seine ausführenden Organe, die Persönlichkeiten, wie Manteuffel, Gœben, die beiden Alvensleben, Voigts-Rhetz, Stosch, Blumenthal, Verdy, Bronsart, Dœring,

Oberstleutnant Rœl etc. bis zum Kapitän Litwitz, diese alle, zum grössten Teil Schüler Moltkes, zum Teil aus sich selbst hervorgegangen, sind Kinder eines gesunden Staatsregimes, bewusst der kommenden Grösse des Reiches, voll hochlodernden Ehrgeizes, in sich vereinigend die idealsten Eigenschaften des Führers und des Unterkommandanten. Wenn wir ihre Taten betrachten und ihre Biographien lesen, so erfüllt uns höchste Bewunderung, und wir fühlen uns hingerissen von den unzähligen Beispielen militärischer Tugenden und Zügen edelster Menschlichkeit.

Von universeller Bildung, im Truppen- und Generalstabsdienst vollkommen vertraut, frei von kleinlichem Egoismus und jeder Pedanterie, mit offenem Blick fürs Grosse und Ganze, sind sie der militärischen Jugend nicht allein Vorbild durch ihre Persönlichkeit im Frieden und im Krieg gewesen, sie haben es auch verstanden, die Jugend an sich heranzuziehen und fanden Gefallen daran, mit ihr zu polemisieren. So hielt es ein Gœben, ein Manteuffel, ein Voigts-Rhetz und andre.

Aber einen Zug haben diese verschieden garteten Paladine fast alle gemein. Wo es gilt, eine Verantwortung zu übernehmen, zu handeln auf eigne Gefahr, da finden wir bei allen dasselbe mutige Herz.

Betreffs Moltke und seiner Operationspläne von 1866 und 1870/71 wurde ja schon viel gesprochen, und wenn der Laie von Moltkes Glück redet, so wollen wir es ihm entschuldigen. Die militärische Kritik im gleichen Sinne aber hat unrecht. Der erste, der den Moltke'schen Operationsplan von 1866 einer abfälligen Kritik unterzog, war FML. Nagy, gewesener Kommandant unsrer Kriegsschule. Moltke fand sofort die vernichtende Antwort und Nagy schwieg. In neuester Zeit war es wieder Schlichting, der mit seinem Buche: „Moltke und Benedek“ einen Federkrieg hervorrief. Fast alle diese Schriften entbehren aber einer erschöpfenden positiven Kritik, die nur auf Grund eingehendsten Studiums Moltke'scher Korrespondenz möglich ist.

Aus dieser aber ersehen wir in der Zeit des Aufmarsches (1866), wie politische und militärische Faktoren verschiedenster Art Moltke beeinflussen, so dass oft jede neue Stunde eine andre Situation oder eine neue Gefahr ergibt. Verdy berechnet, dass in der Zeit vom 13. März bis 15. Juni 1866 nicht weniger als 160 Schriftstücke von Moltke ausgearbeitet wurden, die sich alle auf Beurteilung des Einflusses der österreichischen Rüstungen und Vorarbeiten auf weitere preussische Operationsarbeiten beziehen. Und gerade diese Anordnungen geben uns die wichtigsten Aufklärungen über den Operationsplan.

Da sehen wir Moltke alles in Betracht ziehen, nichts dem Zufall überlassen. Und als Moltke in jener kritischen Mittagszeit des 3. Juli, als selbst Bismarck nervös wurde, in ruhigem Tone dem König sagte: „Eure Majestät haben nicht allein die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen“, da wusste er, dass seine Berechnungen richtig waren und sie kein Zufall mehr durchkreuzen konnte.

Seit dem Jahre 1857 bis 1870 hat Moltke zwanzig Operationsentwürfe geschaffen und wie viele behielt er für sich! In diesen Entwürfen werden die möglichen Kriege gegen Österreich, Deutschland, Frankreich, Dänemark und Sachsen behandelt. Was gegen Russland gearbeitet worden ist, wurde bisher nicht veröffentlicht. Diese Operationspläne studierend, dringen wir in die Moltke'sche Werkstätte ein, worin wir eine Unmenge von Anregungen erhalten. Hier ist nichts auf Glück und Zufall aufgebaut.

Heute liegen seine Generalstabsreisen, die der Grosse Generalstab im Herbst 1906 herausgab, vor uns. Und da finden wir ihn in den Jahren 1867, 1868 und 1869 die Operationen durchführen für den Fall, dass die Österreicher und die Süddeutschen so den Kampf führen werden, wie es die Kritik nach dem Feldzug den Besiegten vorbielt. In diesen Reisen kommen alle in einem eventuellen Kriege zur Durchführung gelangenden Operationspläne zur Besprechung, um einerseits falsche Kombinationen zu erkennen, anderseits um seine Schüler in seine Feldherrnkunst einzuführen. Diese Teilnehmer an diesen Reisen sehen wir 1866 und 1870/71 in den Funktionen des Generalstabschefs, Oberquartiermeisters der Armeen, des Abteilungschefs in den Hauptquartieren und des Generalstabschefs der Korps und Divisionen.

Die Gefangennahme zweier kaiserlicher Armeen mit ihrem Kaiser und darauf die Zertrümmerung von drei republikanischen Armeen, zum Schluss die Einnahme von Paris ist das grandiose Resultat, beispiellos dastehend in der Weltgeschichte. Doch wir finden es erklärlich, wenn wir die eben erwähnten gründlichen Vorbereitungen durch einen Feldherrn, der mit Friedrich dem Grossen und Napoleon zu nennen ist, diesem Resultat gegenüberstellen.

Oft hört man: Was wäre aus den schönen Moltke-Plänen geworden, wenn die Deutschen bei Spichern und Vionville nicht das Glück auf ihrer Seite gehabt hätten. Aber gerade diese beiden Schlachten zeigen, dass die deutsche Armee auch zu siegen verstand, wenn sie nicht von oben geleitet wurde, wenn sie sogar den Absichten des Armeeoberkommandos entgegenhandelte. Es sind die schönsten Schlachten des ganzen Feldzuges. In ihnen zeigen die Unterkommandanten

und ihre braven Truppen, was sie vermochten. Mit der Uhr und dem Zirkel in der Hand müssen wir diese zwei Schlachten durchnehmen, um den Anordnungen folgen und die Leistungen von den Kommandanten bis zum einfachen Grenadier würdigen zu können. Diesem Mut, dieser Energie und Opferfreudigkeit hätte kein gallisches Glück trotzen können.

Die Genialität der Führer, die Tüchtigkeit, die einem Volke innewohnt, und die daraus hervorgehende Armee wird wie immer Völkerschicksale entscheiden. Auch dem Kriegsglück bleibt bei all seiner Launenhaftigkeit nichts andres übrig, als zum Schluss mit dem Tüchtigsten zu halten. Das Gefühl der Unwiderstehlichkeit muss die Armee haben, so wie es der letzte deutsche Soldat bei Spichern, so wie es unsre Armee unter Prinz Eugen hatte, als sie in 11 Feldzügen die Grossmachtstellung Österreichs in Europa begründete. Österreich erreichte damals seine grösste Gebietsausdehnung. Durch diese ruhmreichen Feldzüge wurde die Hegemonie über Ungarn, Balkan, die Lombardei bis Rom, die Niederlande und Süddeutschland erreicht. 200 Jahre sind es heute, dass unsre Armee die Lombardei erobert hat und unsre Soldaten die ewige Stadt betraten.

Doch bald gingen all diese Eroberungen verloren, weil die Politik die Armee vernachlässigte und politische Unfähigkeit und Intrigen aller Art das Reich zerwühlten.

Die Ursache der Katastrophe des „Jena“.

Die Explosionskatastrophe auf dem Panzerschiff „Jena“, der mehr als hundert Menschenleben zum Opfer fielen, hat in Frankreich die eingehendsten Untersuchungen und Erörterungen der eventuellen Ursache der furchtbaren Explosion zur Folge gehabt, und es erscheint nicht nur für alle Flotten, sondern auch für die übrige militärische und sonstige Welt von Interesse, das bisherige Resultat jener Untersuchungen und Erörterungen kennen zu lernen.

Die beiden ersten Annahmen über die Ursache des Unglücks wurden französischerseits bald aufgegeben. Man nahm zuerst an, dass ein auf irgend eine Weise in seinem Bewegungsmechanismus in Bewegung gesetzter Torpedo durch seinen Stoss die Explosion der Geschossvorräte verursacht habe. Allein diese Annahme hielt einer ernsten Prüfung nicht Stand. Man nahm darauf einen Kurzschluss in der Leitung der Munitionsbehälter erleuchtender elektrischer Lampen an. Allein auch diese Hypothese vermochte nicht aufrechterhalten zu werden, da, wie sich herausstellte, jene Behälter keine elektrischen Lampen haben. Man musste daher nach andern Gründen suchen. Man dachte